Neujahrsglocken.

Was dröhnen die Glocken um Mitternacht?
Verloren! Verloren
Das alte Jahr wird zur Ruhe gebracht!
Verloren! Verloren!
Im Herzen pochet die Reue mit Macht:
Verloren! Verloren!
Und brennend vom Auge tropfet es sacht —
Verloren! Verloren!

Was jubelt so hell der Glocken Klang?
Vergeben! Vergeben!
Was kündet der frohe Neujahrssang?
Zum Leben! Zum Leben!
Auflauschet das Herze freudig bang:
Vergeben! Vergeben!
Es jauchzet der Muth in siegendem Drang:
Zum Leben! Zum Leben!

Eine Neujahrsnacht.

Von Ferdinand Bonn.

Zerstäubtes Silber flirte durch die Luft und wirbelte zur Erde nieder. Zwischen Licht und Dunkel marschirte ein Trupp von etwa dreißig Männern, theil gut gekleidet, theils in Lumpen, von Kosaken escortirt, durch eine der weiten Vorstädte des alten heiligen Moskau. Die goldenen Kuppeln des Krem leuchteten noch in der spärlichen Wintersonne, in den Straßen war es schon dunkel. Der Schnee knirschte unter den Schritten der Männer. Es mußte eine kalte Neujahrsnacht werden!

Die Leute auf den Straßen schauten dem Zuge nach. Nicht zu lange — sie eilten vorüberzukommen, nach Hause zur dampfenden festlichen Punschbowle. Ein Wagen mit dem Bild der Mutter Gottes von Kasan kam vorüber, mit sechs Pferden bespannt. Die Gefangenen gingen stumm vorbei; einige lachten, einer erhob drohend die Faust gegen das Bild.

Vorbei an den Häusern, die immer niedriger wurden, vorbei an den zahlreichen Kneipen. Dort taumelte einer, schon im Neujahrsrausch, heraus und glotzte betrunken den Zug an. Die Thür hatte er offen stehen lassen: ein Qualm von Branntweindunst zog sichtbar auf die Straße im Schein der trüben Laternen und wand sich über den Wandernden wie ein böser Geist. Vorbei — immer im Schritt — eins zwei — eins zwei — ein weiter Weg — nach Sibirien!

Galopp von Pferden! Aus dem Dunkel tauchten drei Gestalten auf. Ein großer Mann in Uniform neben einer Dame, ein Diener hinterdrein. Der Reiter rief den Führer an. Ehrerbietig machte dieser Meldung. Die kleine Kavalkade hielt bei einer Laterne und ließ den Zug vorbei. Die Gesichter wandten sich ihnen zu — trotzig, höhnisch, gleichgiltig. Plötzlich unterdrückte die Dame einen Ausruf.

Der Zug war vorbei. In scharfem Trab ritten Herrschaft und Diener weiter, dem Mittelpunkt der Stadt zu. „Was hat dich erschreckt. Sofia?" fragte der General seine Gemahlin.

„O — nichts!"

„Ich will dieses „Nichts" wissen!"

„Ich sah Baranoff!" sagte sie leise.

„Baranoff? Wer ist das?"

„Er saß vor kurzem mit Sascha in der Oper. Als uns Sascha in der Loge besuchte, fragte ich, wer der bleiche Mann sei!"

„Alexander kennt ihn?"

„Ja, Alexander!" Sie vermied jetzt auch die Abkürzung des Namens. „Und als ich eben diesen Baranoff sah —"

„Er geht nach Sibirien!" sagte kurz der hohe Offizier.

Schweigend ritten sie weiter. Jetzt bogen sie in glänzende, lärmende Straßen ein. Vor einem eleganten Palais hielten sie. Der Diener half absteigen und besorgte die dampfenden Pferde. Ein dicker Portier öffnete weit die Glasthüren und verbeugte sich tief. Mehrere Diener sprangen herzu, die Pelze abzunehmen; dann ging das Paar schweigend die breite, teppichbelegte Treppe hinauf und trat in einen hellerleuchteten Salon.

„Ich werde mich zu unserer Sylvestergesellschaft umkleiden!" sagte Sofia nach einer Pause und wollte gehen.

„Einen Augenblick!" Der stattliche Mann mit dem kleinen, funkelnden Auge eines Bären und dem langen grauen Braut faßte die graziöse, junge Frau am Handgelenk. „Sofia! Alexander Astaf wird nicht mehr zu uns kommen!"

Sofia wurde bleich. Zwei große Thränen rannen langsam nieder. Sie erwiderte nichts und wollte gehen.

„Haben Sie verstanden?" zischte der General. „Sie sollen ihn ersuchen, nicht mehr zu kommen, den blonden Laffen! Sie brauchen keinen Vetter als Umgang, der ein livländischer Student ist. Ich verbiete es! Ich wollte es längst verbieten. Was sucht der Bursche hier? Ich werde ihn hinauswerfen lassen, Ihren Sascha! Verstehen Sie!"

„Ich verstehe! Sie sind eifersüchtig! Aber Sascha —"

„Sie sollen nicht Sascha sagen!"

Der General stampfte mit dem Fuß auf. „Alexander Astaf hüte sich vor mir!"

„Was hat er Ihnen gethan?" fragte Sofia, indem ein Zittern ihren schlanken Leib überlief. „Sie sind ein Nichtswürdiger, der sich selbst nicht achtet! Sie zeigen mir aus Feigheit und Mißtrauen selbst die Möglichkeit eines Verraths, von dem mein Herz nichts ahnte. Geliebt habe ich Sie nie — das wußten Sie! Aber geachtet habe ich Sie und mich selbst. Daß ich Sascha liebte, habe ich bis jetzt nicht gewußt — jetzt aber weiß ich es!"

Sofia ging aus dem Salon. Ihr Kleid rauschte an dem General vorbei und ließ einen unbestimmten feinen Duft zurück. Mit wuthverzerrtem, finsterem Ausdruck sah der General seinem schönen, jungen Weibe nach.

Sylvesterabend. Die Gesellschaft speiste in einem prachtvollen Saal. Man hatte sie eingeladen, weil man bei ihr eingeladen gewesen war.

Dieselben Gesichter, dieselben Uniformen und Gespräche. Dicke Bäuche von Generalen, ausgerunzelte dürre Generalinnen, schlanke, wohlgescheitelte Attachés, langweilige höhere Beamte. Klappern des Silbers, Klingen der Gläser, Funkeln von Brillanten, Knistern von Seide, durcheinanderfließende Düfte von Parfüms, Tafelblumen und leckeren Speisen, alles verhundertfacht in den hohen Spiegeln — ein feiner, vornehmer Zusammenklang.

Sofia saß ihrem Gemahl gegenüber am Ende der Tafel. Die Augen ruhig glühend still vor sich hin, den feinen herben Mund trotzig geschlossen.

Sie machte alle Honneurs der Hausfrau in einer eingelernten, fast ängstlichen Weise. Ihre Seele war weit weg. Niemals blickte sie nach Alexander Astaf, der in ihrer Nähe zwischen einer Generalin und einer Hofdame saß. Er war jung, blond, fröhlich und offen. So oft er nach Sofia hinblickte, und das war fast immer, ging es wie ein Sonnenschein über sein Gesicht.

Ah, endlich hatte die Mitternachtstunde geschlagen! Händeküssen — Phrasen — Lächeln — Sporenklirren — Verbeugungen. Man wünschte sich Glück zum neuen Jahr! Und nun brach man auf, wie von einem Alp erlöst. Auch Alexander Astaf wollte Abschied nehmen.

„Bleiben Sie noch, Sascha!" sagte der Hausherr mit ungewohnter Freundlichkeit.

Sie waren allein. Der General saß mit überschlagenen Beinen, weit im Fauteuil zurückgelehnt, und sah den blauen Ringeln seiner Cigarre nach. Sofia saß aufrecht da, die Hände in den Schoß gelegt, und starrte mit großen, offenen Augen dem Kommenden entgegen.

„Haben Sie Baranoff gekannt, Sascha?" fragte der General plötzlich.

„Baranoff? Den Gelehrten?" Sascha wandte sich um.

„Ja ja! Den Nihilisten! Verkehrten Sie mit ihm?"

„Verkehren? Das heißt, ich kenne ihn von Dorpat. Er schrieb mir ein paarmal."

„Anpumpender Weise, natürlich!" Der General schüttelte sich vor Lachen.

„Nein, nein — mehr philosophisch, wenn Sie wollen. Er entwickelte gern seine Ideen!"

„Nihilistische?"

„Natürlich!"

Sofia stand auf, breitete die Arme weit aus, wie wenn sie schützen wollte, und ging auf Sascha zu. Halbwegs blieb sie stehen — sie wußte nicht, was sie gewollt. Sie hatte nur das Gefühl von etwas Furchtbarem. Es war da, es füllte den ganzen Salon, es legte sich auf die Brust — es preßte ihren Hals mit eisernen Klammern. Sascha blickte erstaunt auf Sofia, die mit ausgebreiteten Armen dastand.

„Ah — meine Frau wollte Ihnen noch etwas sagen! Gute Nacht, mein Bester!"

„Gute Nacht, Excellenz! Was ist übrigens mit Baranoff?"

Er geht zu Fuß nach Sibirien!" Der General zog sich, höflich lächelnd, zurück.

„Warum läßt er uns allein?" fragte der junge Mann, unangenehm berührt. „Und was haben Sie mir zu sagen?"

Es überschauerte das junge Weib. „Lebe wohl, Sascha!" sagte sie schweratmend.

„Sofia!"

„Er will es!"

„Und Sie, Sofia?"

Sie sah ihn an mit einem so schmerzlich tiefen Blick, daß alles in ihm aufjubelte.

Er richtete sich hoch auf. „So muß er mit mir um dich kämpfen!" Er umschlang sie. Sie ließ die Arme sinken und schloß die Augen, den Kopf an seiner Brust. Sie küßten sich nicht. Nie hatten sie einander gesagt, daß sie sich liebten; sie thaten es auch jetzt nicht.

„Er wird dich tödten, Sascha!"

„Oder ich ihn!

„Laß mich vorausgehen!" sprach der junge Mann nach kurzem Ueberlegen. „In einer Stunde erwarte ich dich in meiner Wohnung amSwetnoiprospekt, das erste Haus links. Ich bringe dich dann an einen sicheren Platz!"

„Laß mich nicht von dir, Sascha!" flüsterte Sofia.

„In einer Stunde — dann für immer dein!"

Er machte sich los und eilte weg.

Sofia blieb eine Weile mit geschlossenen Augen, sie hörte dem wunderbaren Ton des Glücks zu, der in ihr klang und rauschte. Dann eilte sie in ihr Zimmer und schrieb, ein Lächeln auf den feuchten, blühenden Lippen, ohne Kampf, ohne Gewissensbisse dem Glück entgegenjubelnd. Endlich nahm sie den Pelz um und huschte fort.

Eine Viertelstunde ging sie im Gewoge der Menschen, bis sie zum Swetnoiprospekt kam. Sie trat in das bezeichnete Haus.

Mehrere Dienstboten standen mit erschreckten Gesichtern auf der Treppe und flüsterten miteinander. Sie fragte nach Alexander Astaf. Die blickten scheu und liefen weg, als sie den Namen hörten. Da sah behutsam ein Kopf aus der Thür gegenüber. „Zu wem wünschen Sie denn?"

„Zu Alexander Astaf!"

„Nehmen Sie sich in acht, wenn Sie von jenen sind — man hat ihn eben verhaftet. Er ist durch Baranoff hinein verwickelt, sie haben zwei Briefe von jenem bei ihm gefunden! Ich glaube, sie haben ihn dem Trupp nachgeschickt, der heute abgegangen ist. Ja ja, meine Kleine! Das geht schnell. Den Teufel auch, man muß hier vorsichtig sein mit guten Freunden und Briefen!"

Sofia hörte den Studenten nicht mehr zu Ende. Sie eilte die Treppe hinab durch die Straßen gegen Osten!

Es klingelt hinter ihr — eine Troika. Sie ruft, und der Istwoschtschik hält an. „Hier sind hundert Rubel. Vorwärts, ich gebe die Richtung an!"

Der Kutscher haut auf die Pferde ein. Schon werden die Häuser spärlicher, sie verlassen die Stadt. Die Straße ist kaum mehr zu erkennen im Schnee.

„Vorwärts!" Er kann ja nicht weit sein. Sie späht, aufrechtstehend, durch das zerstäubte Silber, das in der Luft flirrt und wirbelt. Dort — dort! Das müssen sie sein: drei schwarze Gestalten im Schnee, zwei zu Pferde, einer zu Fuß. „Sascha, Sascha!"

Er ist noch im Frack mit den Lackstiefeln; nur ein kittelartiges Hemd, mit einer Nummer am Rücken, hat er übergeworfen. Er fällt auf die Knie und umfaßt die ihrigen. „Sofia! Sofia!" Sonst vermag er nichts zu stammeln.

„Dummkopf!" schreit die entschlossene Frau den nächsten Kosaken an. „Ihr habt den Unrechten!"

„Wer bist du denn?" knurrt dieser. Sie nennt ihren Namen. Der Kosak greift ehrfurchtsvoll an die Mütze und sieht den andern fragend an. Beide stammeln Entschuldigungen, sie kennen sich nicht mehr aus.

Sascha steigt in den Schlitten, nachdem er seinen Züchtlingssack abgeworfen hat. Sofia schlägt ihren großen, duftig warmen Pelz um ihn. „Zurück?" frägt der Kutscher.

„Nein —orwärts zum nächsten Wirthshaus!"

Die Kosaken reiten hinterdrein wie geprügelte Hunde. Bald ist man da. Alles schläft. Doch gelingt es, Thee und Branntwein zu bekommen. Sascha und Sofia sitzen in der Stube, nebenan schnarchen die Kosaken und der Kutscher.

„Was nun?" fragte Sascha.

„Fort! Von der Straße weg, querfeldein!"

„Zu Fuß?"

„Mit ihren Pferden!"

„Gut! Dann halten wir uns verborgen, Sofia, in einer einsamen Hütte, bis es Frühling wird im neuen Jahr!"

„Bis es Frühling wird!" wiederholt sie mit dem muthigen Glauben liebender Jugend.

Sie schleichen hinaus in den Stall und satteln die zwei Kosakenpferde. Er hilft ihr hinauf — sie sitzt rittlings wie ein Mann. Er schwingt sich auf das andere Pferd. „Im Frack!" lacht er.

„Nimm meinen Pelz, Sascha!"

„Oho! Ist es denn kalt? Ich fühle nichts!"

„Hu, wie der Schnee treibt, Sascha!"

„Es wird bald aufhören, mein Lieb!"

Durch den Hof und Garten aufs freie Feld. Ein Schlag mit der Peitsche! Dahin geht's in voller Flucht in das endlos weiße Gewoge. Sie lassen die Pferde laufen, die wie Hunde dicht nebeneinander galoppieren. Er umschlingt sie; sie zieht ihren weiten Mantel auch um seine Schultern. Wange an Wange geschmiegt, reiten sie dahin.

Immer schwerer geht es. Endlich können die Pferde nicht mehr. „Wir müssen hier bleiben!"

Sascha springt ab und räumt mit Händen und Füßen den Schnee in einem kleinen Umkreis weg, so daß sie wie in einer Umwallung stehen. Auf einer Seite bildet es fast ein Dach. Er breitet den Pelz hin. Sie schmiegen sich darauf nieder. Es reicht noch zum Zudecken.

„Ist's hier nicht süß und heimlich?"

„Wir müssen munter bleiben, Sascha, daß wir nicht erfrieren!"

„Erfrieren? — Ist es denn kalt? Ich glühe am ganzen Leibe!" Er preßt sie innig an sich.

„Sascha! Habe ich geschlafen?" Sofia fährt plötzlich auf. Sie fühlt ihn an ihrer Brust schwer athmen. „Die rothen Vorhänge machen die Luft so dumpf! Nein wie die Blumen duften! Jetzt ist er da — der neue Frühling! Weißt du noch, Sascha, wie wir einmal — im alten Jahr —" Die Augen fallen ihr wieder zu. Sie lächelt glückselig.

„Wunderbares Glockenläuten!" denkt sie noch, dann schläft sie ein.

Zerstäubtes Silber flirrt durch die Luft und wirbelt zur Erde nieder. Es wächst und wächst: Linie für Linie, Zoll um Zoll, Fuß um Fuß. Meilenweit, meilenbreit — ein uferloses Meer ohne Brandung — still, ruhig und tief wie die Ewigkeit!

Schnee! — Schnee! Alles deckt er mit seinem weißen Schweigen zu — auch ihre Liebe...

— Schmeichelhafte Ausrede. Sie: „Keine Gratulation!? Du hast meinen Geburtstag also ganz vergessen!?" Er: „Nicht doch, mein Kind, ich wollte Dir nur andeuten, daß ich gar nicht gewahr werde, daß Du älter wirst."

— Kasernenhofblüthe. — Unteroffizier (zu den Rekruten): „Wenn ich kommandire „Marsch marsch", dann habt Ihr zu loofen, daß die Luft in Fetzen um Eure Beene hängt."

Zwei Wünsche.

Aus dem Französischen des C. Charlerio

Erster anonymer Brief.

Herr Vicomte! Wenn Sie diejenige, die Sie lieben, erfreuen wollen, so schenken Sie ihr zu Neujahr das Brillantencollier, das im Schaufenster des Juweliers Armand Frères augenblicklich ganz Paris entzückt.

Ein Freund, der es gut meint.

* *

Zweiter anonymer Brief.

Herrn Vicomte de Préville!

Sie wissen, Herr Vicomte, daß Sie geliebt werden. Wollen Sie den Beweis liefern, daß diese Liebe eine gegenseitige ist, so räth Ihnen eine gute Freundin, als Neujahrsgeschenk diejenige Damenuhr zu wählen, welche Ihnen im Laden von Beaumont zuerst vorgelegt werden wird. Herr Beaumont ist unterrichtet, wird aber Discretion bewahren.

* *

Schreiben des Fräulein Susanne de Hauterive an Herrn Vicomte de Préville.

Paris, zu Anfang des neuen Jahres.

Herr Vicomte!

Empfangen Sie hiermit den Verlobungsring und die Geschenke zurück, welche Sie so gütig waren, mir einst anzuvertrauen. Dieses Vorgehen dürfte Ihnen vielleicht unerwartet kommen, aber Sie werden sich jedenfalls zu trösten wissen, dessen bin ich sicher. Um mich zu verstehen, müssen Sie sich schon eine längere Erzählung der Thatsachen gefallen lassen. Vor einigen Monaten hielten Sie um mich an — wie böse Zungen versicherten, meines Vermögens halber. Das habe ich nicht geglaubt, und ich bin auch jetzt noch zu stolz, es zu glauben. Wir kamen überein, die Verlobung noch geheim zu halten und sie einem schönen Brauch gemäß erst zur Neujahrsfeier zu publiciren. Um das gleich vorweg zu nehmen, kurz vor Neujahr kam die Nachricht von dem Ableben eines Verwandten meiner Mutter, auf deren Wunsch daher die Verlobung zu Neujahr nur im engsten Familienkreise gefeiert wurde. Eine größere Festlichkeit wurde für die Carnevalszeit aufgespart.

Als Sie um mich anhielten, war ich 17 Jahre alt, heute bin ich nicht wenige Monate, nein viele Jahre älter geworden; doch das gehört hier nicht her. In einem Anfall von Backfischlaune beging ich die Thorheit, an Sie einen anonymen Brief zu richten, durch welchen ich Sie veranlassen wollte, mir ein gewisses Brillantencollier aus dem Schaufenster von Armand Frères zu schenken. Nicht wahr, jetzt geht Ihnen ein Licht auf. Ich fand es erklärlich, als Sie mir nicht das theure Collier, sondern eine — immerhin kostbare — Damenuhr schenkten. Meine Freude über dieses Geschenk war nicht von langer Dauer.

Der Zufall führte mich in den Laden von Armand Frères, und in verzeihlicher Neugier fragte ich, weshalb das Collier aus dem Schaufenster verschwunden sei. Wie ein Blitz traf mich die Antwort, Sie hätten es vor längerer Zeit gekauft. Jedoch beruhigte ich mich mit dem Gedanken, Sie beabsichtigten, mir den großen Schmuck zu der großen Verlobungsfeier zu schenken. Auch dieser schöne Traum sollte bald zerstört werden. Vorgestern war ich in der großen Oper, und als die Solotänzerin Mademoiselle Miramare auftrat, bemerkte man allenthalben, daß sie das berühmte Collier trug. Ich nahm es wohl zuerst wahr.

Noch immer war ich thöricht genug, zu glauben, hier habe irgend ein neckischer Zufall sein Spiel getrieben. Ich wandte mich an meinen Onkel, den Oberst Fortcoeur, der Ihnen ja als Theaterhabitué bekannt ist, und bat ihn, mich nur einmal einen Blick hinter die Coulissen thun zu lassen. Nach langem Sträuben führte mich der Oberst endlich dort hin, und es gelang mir sehr bald, Fräulein Miramare vorgestellt zu werden.

„Welch' ein hübsches Collier Ihnen da der Vicomte de Préville geschenkt hat!" rief ich aus.

„Ah, das wissen Sie auch schon?" erwiderte sie lachend. „Und ich habe die Geschichte doch nur wenigen Freundinnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt."

„Wie, eine Geschichte ist auch dabei? O bitte, bitte, erzählen Sie!"

„Nun, die Geschichte ist kurz genug. Ich schreibe an den Vicomte anonym, er möge mir eine gewisse Damenuhr von Beaumont kaufen, und er ist so nobel, mir dieses Collier zu schenken."

Herr Vicomte! Bewundern Sie meine Discretion. Ich zeigte der Tänzerin nicht meine Damenuhr, obwohl ich sie krampfhaft in der linken Hand hielt. Ich wollte nicht diesen schönen Bund zerreißen, der Sie jedenfalls trösten wird. Ich verbleibe

Mit aller Hochachtung
Susanne de Hauterive.

— Naturgetreu. Reisender: „Das ist noch gar nichts! Ich habe einmal auf der Chicagoer Weltausstellung ein Zwiebelmuster gesehen. Da mußte jeder Beschauer unwillkürlich — weinen!"

— Auf der Hochzeitsreise. „Ich begreife Deinen Papa nicht, Rosa. Er hat mir vor unserer Hochzeitsreise nicht einen Pfennig von Deiner Mitgift gegeben." — „Was für eine Mitgift, Fritz? Ich bekomme doch nichts von Papa!" — „Wieso nichts? Du hast doch in einem fort zu mir gesagt, Du wärst unglücklich, wenn Dich ein Mann wegen des Geldes heirathen möchte." — „Und Du hast erklärt, Du würdest ein Mädchen nie wegen ihres Geldes heirathen — so gleicht sich doch die Geschichte aus."

Interieur.

Von Ina Baker.

Pfeifend lief er die Treppe hinauf, stieß hastig die Thür zum Wohnzimmer auf und blieb dann einen Augenblick still stehen; sein frisches, gutmüthiges Gesicht verdüsterte sich, während er einen flüchtigen Blick in das Wohnzimmer warf, in dem sich niemand befand und wo ein unordentliches Durcheinander herrschte: die Stühle standen schief und nicht an ihrem gewohnten Platz, der Tisch war voller Stofflappen, die Tischdecke herabgeglitten und lag in einem Knäuel auf der Erde. Daneben Schnitzel und Flicken Zeug. Die Vorhänge aber zurückgesteckt, so daß ein hartes, grelles Licht in das sonst so gemüthliche Zimmer fiel.

Unwillig wandte er sich um.

„Christine!" rief er, „Christine, wo steckst du denn?"

Sie stand noch in der Küche am Herde und blickte untröstlich auf den verunglückten Leckerbissen, von dem sie sich so viel versprochen hatte... um ihn damit zu überraschen... und aus dem nun ein häßlich aussehender Brei geworden war, mit dem sie nichts anzufangen wußte.

Da rief er zum zweiten Mal: „Christine!" und sie hörte ihn ungeduldig nach hinten laufen.

Hastig riß sie ihre Küchenschürze ab, warf sie auf einen Stuhl, ließ alles im Stich und flog ihm entgegen.

Er zog sie ins Zimmer.

„Wo hast du doch nur gesteckt?" fragte er ungeduldig zwischen zwei Küssen; „und was ist das für eine furchtbare Unordnung hier? Gerade heute bin ich extra früh nach Hause gekommen, und nun ist es hier so ungemüthlich!"

Ueber ihr vor Hitze und Erregung glühendes Gesichtchen flog ein Schatten; ärgerlich wandte sie sich von ihm ab: nun noch brummen obendrein, und sie hatte sich doch nur seinetwegen den ganzen Mittag so abgequält an dem heißen Herdfeuer!

Ihr Verhalten reizte ihn.

„Eine ungemüthliche, langweilige Wirthschaft ist das hier!" sagte er noch einmal.

„So," erwiderte sie herausfordernd. Wie ein Schulkind stand sie vor ihm, die beiden Hände trotzig auf den Rücken gelegt.

„Wer in Gottes Namen ist denn eigentlich hier gewesen?"

„Die Schneiderin."

„Aber die ist jetzt doch nicht mehr da, wie spät ist sie fortgegangen?"

„Halb drei."

„Und jetzt ist es dreiviertel Fünf, da hättest du wahrhaftig den Kram schon ein wenig aufräumen können."

Sie antwortete nicht, rückte mechanisch einen Stuhl zurecht und nahm ein paar Flicken vom Teppich auf.

Was für ein Tag — nichts als Unannehmlichkeiten! Erst hatte das Mädchen heute morgen die schöne Vase zerbrochen, dann hatte die dumme Schneiderin ihr Kleid verschnitten und dann zuletzt das Malheur mit dem mißrathenen Pudding! Sie hatte sich so danach gesehnt, daß er nach Hause käme, um ihm von allen ihren kleinen Enttäuschungen und Sorgen zu erzählen und sich von ihm trösten zu lassen, und nun that er nichts als schelten!

„Da, da!" zornig warf sie all die Flicken wieder auf den Boden. „Ich thue es nicht," sagte sie heftig, indem sie mit dem Fuß auf den dicken Teppich stampfte.

„Was thust du nicht?" sagte er, einen Augenblick verblüfft durch ihre Heftigkeit. „Soll ich es denn vielleicht thun?"

Sie zuckte die Achseln und wandte den Kopf zur Seite, aus Furcht, daß sie in Thränen ausbrechen würde, wenn sie etwas sagte.

„Du bist im Unrecht," sagte er hart, „ich frage dich nur, was du denn eigentlich gethan hast all die Zeit."

„Nichts," sagte sie trotzig, den Kopf noch immer zur Seite gewandt.

„Hattest du irgend was vor?"

„Nein," sagte sie noch einmal mit einem Gefühl, als müsse ihr das Herz brechen, wenn sie an den Pudding dachte.

Dann einen Augenblick Stille. Sie setzte sich ans Fenster in ihren eigenen kleinen Stuhl und blickte hartnäckig hinaus. Er stand am Ofen und stieß ärgerlich einen Schaukelstuhl hin und her. Ihr war diese Stille entsetzlich, sie hätte zu gern ihren Kopf einmal umgedreht, um zu sehen, was für ein Gesicht er machte, aber sie hatte doch nicht recht den Muth dazu, ein ganz klein wenig bange war sie doch, so böse war er noch nie auf sie gewesen.

Aber sie verrannte sich in ihren Aerger: war das eine Art nach Hause zu kommen, so zu schimpfen wegen gar nichts!

Er stand noch immer am Ofen und kam sich ungemüthlich groß vor; er meinte, er sei so ungefähr wie ein großer Hund, der ein kleines graziöses Kätzchen anbellt und anknurrt. Und in bitterer Reue sah er alles, all die kleinen, feinen Reize an ihrer Person, die er jeden Tag neu bewunderte und die sie ihm so lieb machten; und im Grunde war es ihm furchtbar fatal, daß seine Ehre ihm nun gebot, standhaft zu bleiben und ihr nicht zärtlich entgegen zu kommen.

„Kind," sagte er plötzlich, „willst du nun aufräumen oder nicht?"

Sie antwortete ihm nicht, bewegte spielend ihren Handschuh hin und her.

„Dann werde ich es thun," sagte er mit harter Stimme.

Sie erschrak sehr, blieb aber regungslos dasitzen. Nun konnte sie sich gar nicht mehr dazu entschließen, nachzugeben. Starren Blickes sah sie hinaus....

Er sah, während sie ihren Kopf abgewandt hielt, doch, daß sie feuerroth geworden war und daß ihre Hand, mit der sie nervös ein Stückchen Papier zerdrückte, hastig zitterte. Das brachte ihn einigermaßen aus der Fassung.

Ob sie wohl weint? dachte er besorgt; aber gleich darauf raffte er gewaltsam all seinen Aerger wieder zusammen. Er würde ihr schon zeigen, wer hier der Herr im Hause war, würde seinen Willen schon durchsetzen!

Sie hörte, wie er die Stühle hin und her schob, und während sie noch immer hinausstarrte, ohne auch nur etwas draußen zu sehen, sah sie in Gedanken, was er that:

Jetzt schleppte er den Fauteuil an seinen Platz — — klapp! Ihr Nähkasten fiel zu, wo mochte er damit wohl hinlaufen — — er stellte ihn sicher an einen verkehrten Platz — „siehst du nun wohl, daß du es nicht kannst" — was that er jetzt? Sie glaubte wahrhaftig, daß er dabei war, die Tischdecke zusammenzulegen — — zu gerne hätte sie sich 'mal umgesehen — — was kramte er nur in der Ecke herum — — o Gott, er suchte die Flicken zusammen und warf natürlich alles durch einander...

Vorsichtig wandte sie den Kopf um; er stand da, den Rücken ihr zugekehrt, bückte sich und sammelte ungeschickt die Flicken auf. Plötzlich warf er alles hin, was er in den Händen hielt und richtete sich auf, während er angsterfüllt nach seinem Finger sah, auf dem ein dicker Blutstropfen stand.

Erschreckt fuhr sie auf und lief auf ihn zu.

„Was ist das, Georg?" rief sie, ganz vergessend, daß sie ihm böse war und nicht mit ihm sprechen wollte.

„Verdammte Stecknadel! Ihr Frauen laßt doch auch in allem Nadeln stecken — — wirklich zu dumm — —!"

Hilflos stand sie neben ihm und sah ängstlich zu, wie er seinen Finger in den Mund steckte und das Blut herauszog, mit tiefem Ernst jedesmal die Wirkung prüfend.

Sie fühlte, daß sie in einem anderen Falle darüber hätte lachen müssen, jetzt brachte es sie dem Weinen nur noch näher — —

Ohne ein Wort zu sprechen, lief er an ihr vorbei zum Zimmer hinaus und sie hörte, wie er in der Küche zum Mädchen sagte:

„Marie, gehen Sie 'mal hinein und bürsten Sie den Teppich ab."

Während dessen sah sie sich im Zimmer um, der Stuhl stand nicht auf seinem richtigen Platz — — und ihr Nähkasten, wo hatte er den in seiner Wuth nur hingestellt — ach da! — — Sie mußte doch einen Augenblick darüber lachen — — und die Tischdecke ganz zu einem Knäuel zusammengeballt — ach, er hatte sich so viel Mühe gegeben, und nun war doch alles verkehrt. Sie sah ihn wieder, wie er räumte und ordnete und all die Arbeit that, die sie eigentlich hätte thun müssen, mit seinem frischen, gutmüthigen Gesicht, und so ungeschickt — — und dann endlich die Stecknadel — — und plötzlich bei der Erinnerung stürzten ihr die Thränen aus den Augen und sie schluchzte verzweifelt, ihre beiden Hände gegen das Gesicht gepreßt, wie ein Kind, hilflos mitten in dem großen Zimmer — — Was er jetzt wohl in der Küche thun mochte? Plötzlich hörte sie, wie die Küchenthür dröhnend zugeschlagen wurde, und da kam er auch schon angestürzt, durch den Corridor ins Zimmer hinein und auf sie zu.

Vor Schreck riß sie hastig die Hände von den Augen, und erstaunt sah sie, mitten durch ihre Thränen, sein Gesicht, nicht mehr böse jetzt, sondern lachend, strahlend — —

„Mein Liebling," sagte er, sie in seine Arme ziehend, „warum war nicht aufgeräumt, was hattest du zu thun? Komm, sag mir's!"

„Nichts," sagte sie, mit einer letzten verzweifelten Anstrengung fest zu bleiben.

Er begann von neuem zu lachen.

„Sag' es mir doch," rief er, indem er sie aufhob und auf seine Knie zog, „gestehe es mir ein, mein lieber, lieber Schatz, ich habe es schon längst gesehen, und Marie hat es mir eben erzählt, daß du den ganzen Mittag am Herd gestanden und den häßlichen, braunen Brei gekocht hast — für mich. Aber nun weine doch nicht mehr — — ich war ein schlechter Kerl — — das weiß ich wohl..."

Und wieder brach sie in Thränen aus.

„Ich fand es... so entsetzlich...." schluchzte sie.... „mit der Stecknadel..."

„Und ich finde es so entsetzlich mit dem Pudding..."

„Ach nein!"

„Ja, das finde ich doch, aber sag' mal, ich brauche das doch hoffentlich nicht aufzuessen, nicht wahr?"

„Wenn du es nicht thust," sagte sie laut lachend, während ihr noch immer die Thränen aus den Augen liefen, „ich bedanke mich auch schön dafür."

Und lachend söhnten sich die beiden jungen Gatten aus.

— Höchste Verehrung. Eulalia: „Na, hast Du eine Locke vom Tenor Schreierl bekommen?" Euphrosine: „Das nicht! Aber der Diener hat mir einige Borsten aus seines Herrn Zahnbürstel gegeben."

— Uebergang. Kastellan (nachdem er den Fremden eine romantische Geschichte der alten Raubritter erzählt hat, auf die Trinkgelderbüchse zeigend): „Meine Herrschaften, kehren wir jetzt wieder zu Gegenwart zurück!"

— Zugegeben. Junger Ehemann (schwärmerisch): „Es geht doch nichts über die Liebe!... Die Liebe würzt uns erst das Leben!" Aelterer Ehemann: „Stimmt — mir hat sie's gründlich versalzen!"

Das lebende Bild.

Rasso Stilberger, der Redacteur des Wurzelthaler „Tagblattes", umwarb seit Langem mit großem Eifer die einzige Tochter des schwerreichen Privatiers Würdig. Lorchen Würdig hatte zwar auch sonst gerade keine besonderen weiblichen Vorzüge; aber Eines vollends war ihre Schwäche: ihre Stärke nämlich. Das heißt, sie erfreute sich eines Embonpoints, der alle Ansichten Wurzelthalerscher Hautevolée überFrauenschönheit Hohn sprach. Das wußte sie auch, und sie wachte daher äußerst mißtrauisch darüber, daß in dieser Beziehung weder in ihrer Gegenwart noch in ihrer Abwesenheit kränkende oder höhnende Bemerkungen fielen.

War es ihr nun zu Ohren gedrungen, daß Stilberger früher — ehe er ihr den Hof zu machen anfing — hin und wieder spöttische Reden über ihr Taillenmaß geführt hatte, oder vermuthete sie mit Recht, daß seine jetzige Begeisterung mehr ihrem Vermögen als ihr selbst galt — kurzum, sie blieb gegen seine Bewerbungen sehr kühl, was ihn um so mehr an den Rand der Verzweiflung brachte, als sein stets wachsender Schuldenstand gebieterisch nach dem Zufluß fremder Baarmittel verlangte.

Da konnte nur ein Geniestreich helfen, und zu diesem schien ihm die Zeit gekommen zu sein, als die Feier des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums des Wurzelthaler Kriegervereins heranrückte. Es grenzte an's Märchenhafte, welche Thätigkeit Stilberger sowohl mit der Feder im „Tagblatt" als persönlich unter der Bürgerschaft für dieses Jubiläum entfaltete. Er berief Versammlungen ein, hielt Reden, bildete Comités, sammelte Beiträge, dichtete Prologe und Trinksprüche, stellte das Menü für das Festmahl zusammen und wählte die Ehrenjungfrauen aus.

Die Hauptsache aber war ihm das Arrangement eines lebenden Bildes am Festabend, welches die ganze Feier krönen sollte. Dabei wollte er den großen Trumpf ausspielen. Fräulein Würdig als „Germania" umgeben von Genien undKriegergruppen, dazu bengalische Beleuchtung und die „Wacht am Rhein" — wenn das nicht durchschlug, half überhaupt nichts mehr!

Und es schlug durch. Hatte Lorchen schon freundlicher als je gelächelt, wie er ihr Namens des Festausschusses die Rolle der „Germania" antrug, so war es vollends ein sehr warmer Händedruck und ein vielverheißender Blick gewesen, als sie ihm nach dem namenlosen Jubel, mit dem das Bild begrüßt worden war, ihre Anerkennung für sein Arrangement aussprach und seine begeisterte Huldigung gnädig entgegennahm. Nun noch ein flammender Artikel im nächsten Morgenblatt, dann Mittags Besuch mit Werbung und es mußte glücken.

Trotz seines schweren Kopfes saß er noch spät Nachts zu Hause, schrieb den Lobeshymnus nieder, legte ihn persönlich auf das Pult des Druckereifactors, dem er schon Abends vorher auf die Seele gebunden hatte, daß der Artikel unter allen Umständen noch in die Nummer müsse, und entschlummerte dann sanft. Als er — später wie sonst — nächsten Tag beim Frühstück saß, lehnte er sich behaglich zurück und las in der eben gebrachten Zeitung seinen Opus. Er lächelte. Nun kam die Hauptstelle:

„Was aber können wir von unserer „Germania", von Fräulein Lorchen Würdig sagen? Die Worte sind zu arm, die Feder zu schwach, um sie genügend zu rühmen! Ja, von ihr galt in vollstem Maße, was begeistert aus hundert Kehlen zu ihr emporbrauste:

„Fett steht und treu die Wacht — die Wacht am Rhein" — —!"

Ein Schrei entfuhr ihm. Er traute seinen Augen nicht. Aber es stand schwarz auf weiß so im Blatt und das ganze Städtchen las es so in dieser Stunde. Wüthend sprang er auf, stürzte in die Druckerei, unternahm einen körperlichen Angriff auf den Setzer, dessen Schlaftrunkenheit den Druckfehler verursacht hatte, insultirte den Factor und stürzte endlich zu Lorchen, wo indessen sein Besuch abgelehnt wurde.

Und dabei blieb's auch. Briefe, Berichtigungen in der Zeitung — nichts half — Lorchen war unerbittlich — ein einziger Buchstabe hatte sie zu seiner Todfeindin gemacht.

Kindermund.

Der kleine Fritz ist bei Verwandten zu Besuch. Am ersten Abend bringt ihn seine ältere Cousine zu Bett. Die junge Dame, die eine unbeschreibliche Angst vor Dieben und Einbrechern hat, leuchtet nach alter Gewohnheit unter das Bett. „Was machst Du da?" fragt Fritz neugierig. „Ich sehe nach, ob ein Räuber da ist", lautete die Antwort. „Ach," ruft Fritzchen erstaunt, „Ihr nennt das Räuber?!"

— Verunglückte Empfehlung. „Ist die Medizin schwer zu nehmen?" Arzt: „Im Gegentheil! Die fließt durch die Kehle wie Wasser."

— Die gute Freundin. Fräulein Eulalia (schwärmerisch zu ihrer Freundin): „Heut' hat er mir gestanden, er liebe mich unendlich!" Freundin: „Sag lieber — endlich!"

— Fatal. „Du, Dein neuer Kassirer gefällt mir nicht, er hat mir mit dem vorigen, der defraudirte, zu viel Aehnlichkeit." „Ah, die ist aber nur verschwindend." „Eben darum."

— Nicht unrichtig. „Sehen Sie den Herrn dort? Der bemüht sich schon seit langem, die Scheidung von seiner Frau zu erreichen." „Also auch ein Freiheitskämpfer."